



Magazin 2013





JuAr Basel (vormals Basler Freizeitaktion BFA) ist seit 70 Jahren die grösste und wichtigste Organisation in der Basler Jugendarbeit.

Mit heute insgesamt 16 operativen Einheiten erreicht der Verein durch seine Angebote statistisch gesehen alle Basler Kinder und Jugendlichen mehrfach im Jahr. Zu diesen Angeboten zählen 6 Jugendhäuser in den Quartieren, ein zentraler Mädchentreff, aufsuchende Jugendarbeit in verschiedenen Quartieren, das Jugendkulturzentrum Sommercasino, die Jugendberatung, der Basler Ferienpass und die Jugend-Freizeitkarte colour key.

Seit 2011 ist die Freizeithalle Dreirosen mit dem RiiBistro und einem Beschäftigungsprogramm für arbeitslose Jugendliche Teil von JuAr Basel. Neu dabei sind auch zwei Angebote der schulischen Tagesstrukturen (Tagesstruktur OS Dreirosen und der Mittagstisch Neubad). 60 ausgebildete Festangestellte und annähernd 100 freie Mitarbeitende gewährleisten Jugendarbeit auf hohem professionellen Niveau.

YOU ARE BASEL
ME VBE BVZET

BUNTE GENDER POSTKARTEN VON JUAR BASEL

Original-Zitate von Jugendlichen zum Thema Geschlechterrollen.

Laura Simma
Jugendzentrum Badhues.li

Seite 6

JUGENDKULTUR, DAS GIBT ES DOCH GAR NICHT MEHR

Von der Rock'n'Roll-Explosion zur Postmoderne. Was bedeutet Jugendkultur heutzutage?

Christian Platz, Präsident JuAr Basel und freischaffender Journalist.

Seite 8

WAS HEISST EIGENTLICH «OFFENE» JUGENDARBEIT?

Ein Begriff, der unter Jugendarbeit-Profis oft fällt, wird durchleuchtet und erklärt.

Albrecht Schönbacher
Geschäftsführer JuAr Basel.

Seite 12

JUGENDARBEIT IN BIBLIOTHEKEN DER GGG

Ein innovatives Projekt, konzipiert und ausgeführt von JuAr Basel.

Elsbeth Meier
Mitglied der Geschäftsleitung
JuAr Basel

Seite 16

BILDSTRECKE PÄRKLI JAM 2013

Das grosse JuAr Basel-Quartierfest im St. Johann – fotografiert von Roman Hueber, Leiter unseres Jugendzentrums Badhues.li

Seite 18

BILDER UND ERKENNTNISSE

Um ein Haar wäre es am Pärkli-Jam zu Krawallen gekommen. Jugendarbeit zwischen den Fronten. Und was wir daraus lernen.

George Hennig
Geschäftsführer JuAr Basel.

Seite 22

«WIR UNTER DER DREIROSEN- BRÜCKE»

Kritische Nachlese zu einer mehrteiligen SRF-Produktion über Jugendarbeit. Mit einem Interview mit Regisseur Georg Häsler-Sansano.

George Hennig
Geschäftsführer JuAr Basel

Seite 24

LEBEN WIR ALLE IM GHETTO 4000?

Warum der Begriff Ghetto unter Jugendlichen Identität stiftet – und Erwachsene provoziert.

Christian Platz, Präsident JuAr Basel und freischaffender Journalist.

Seite 28

ERSTE KÜSSE UND BÄSSE IM ROTEN BEREICH

Von Trämli zum Tresor – Geschichte eines Clubs für Jugendliche, der vor kurzem neu eröffnet wurde.

George Hennig
Geschäftsführer JuAr Basel

Seite 32

AUS DEM INNENLEBEN DER BASLER JUGENDARBEIT

Liebe Leserinnen
Liebe Leser

Sie halten das erste JuAr Basel Magazin in den Händen. Dieses Print-Produkt stellt eine Ergänzung zu unserem Newsletter dar. Es wird von jetzt an einmal im Jahr erscheinen.

Das JuAr Basel Magazin beschäftigt sich einerseits vertieft mit Themen, die uns bei unserer Arbeit beschäftigen. Andererseits berichtet es – in Wort und Bild – von innovativen Projekten, die bei JuAr Basel gerade aktuell sind.

In dieser ersten Ausgabe finden Sie einen längeren Text von unserem Geschäftsführer Albrecht Schönbucher über Offene Jugendarbeit. Er setzt sich mit einem Begriff auseinander, der in der Jugendarbeit immer mit grosser Selbstverständlichkeit benutzt wird. Wie so vieles, das im Alltag von Profis ganz und gar vertraut klingt, muss auch dieser Begriff immer wieder auf Herz und Nieren überprüft werden. Zudem müssen wir ihn auch Menschen erklären können, die beruflich nichts mit unserer Branche zu tun haben. Dies leistet Albrecht Schönbucher hier mit einem Text, der informiert und zum Nachdenken anregt.

Unser Geschäftsführer George Hennig hat gleich mehrere Texte zu diesem Newsletter beigesteuert. In zwei Beiträgen analysiert er signifikante Ereignisse, die sich in letzter Zeit bei JuAr Basel zugetragen haben, die für uns lehrreich waren. Der eine beleuchtet die Geschichte rund um unser Festival Pärkli Jam, bei dem die Veranstaltung um ein Haar in einen Konflikt zwischen illegalen Demonstranten und Polizeikräften geraten wäre. Der andere beschäftigt sich mit den Hintergründen zum Mehrteiler des Schweizer Fernsehens über unser Jugendzentrum Dreirosen – und den Reaktionen auf diese vielbeachtete Sendung. Dazu ein Portrait des unverwüstlichen Tresor Clubs.

Ich selbst habe zwei Textbeiträge geschrieben. Der eine befasst sich vertieft mit dem Wort Ghetto, das unter Jugendlichen heutzutage sehr gerne verwendet wird, der andere mit dem Begriff Jugendkultur, einem wichtigen Bestandteil unserer Arbeit.

Der Aufmacher des Magazins berichtet von einem innovativen Gender-Projekt, das in mehreren Jugendzentren von JuAr Basel über die Bühne gegangen ist. Die Inhalte dieses Projekts, es stand im Zeichen des Themas Geschlechterrollen, sind zur Grundlage einer Postkarten-Kampagne geworden, die wir gleichzeitig mit diesem Magazin lancieren. Laura Simma vom Jugendzentrum Badhues.li beschreibt die Hintergründe.

... und das ist noch längst nicht alles!

Wir wünschen Ihnen viel Vergnügen mit unserem JuAr Basel Magazin und einen schönen Herbst!



Christian Platz
Präsident JuAr Basel

DHAAAA!

JUAR-GENDER-POSTKARTEN FÜR BASEL

Im Herbst 2013 gibt es JuAr Basel-Postkarten mit Statements von Jugendlichen. Die Statements beschäftigen sich mit Gender-Fragen, also mit dem Thema Geschlechterrollen. Aufgenommen wurden diese Aussagen in mehreren Jugendtreffs von JuAr Basel. Dieser Artikel erzählt, wie so ein Treffnachmittag aussehen kann, warum Genderfragen ein bisschen selbstbestimmter machen und wie die Gender-Postkarten-Idee entstanden ist.

Von Laura Simma
Jugendzentrum Badhues.li

Ein ganz normaler Treffnachmittag

Ahmed schnipselt Karotten für die Sushis, Ufuk assistiert subtil dabei, ein paar junge Frauen und Männer lackieren sich die Nägel,

andere spielen Billard. Ein ganz normaler Treffnachmittag im Badhues.li. Ein normaler Treffnachmittag? Nicht ganz. Bei uns kochen junge Männer und Frauen, wir essen und putzen gemeinsam. Rund um die Ernährung scheinen sich Rollenklischees aufzulösen. In den letzten 30 Jahren ist viel passiert. Dass sich immer noch vor allem junge Frauen die Nägel lackieren und junge Männer Billard spielen, wird in 30 Jahren – wer weiss – auch veraltet sein. Wir beobachten im Alltag bei unseren Jugendlichen grosse Bereitschaft, sich auf Fragen zu Lebensentwürfen jenseits der starren Rollenkonzepte einzulassen – solange sie keine Billard- oder Pedicure-Kurse verordnet bekommen. Die Aussage von Giulia «Ich möchte Kosmetikerin oder Maurer werden!» erntet vielleicht als erste Reaktion

von Josef: «Maurer ist kein guter Beruf für Mädchen!» Möglicherweise wird er mit wachsendem Erstaunen vernehmen, dass er eine Kickboxerin vor sich hat, die gedenkt, auch noch zu arbeiten, falls sie Kinder bekommt –, egal ob in einem typischen Frauen- oder in einem typischen Männerberuf. Es könnte aber auch sein, dass das Gespräch ganz anders verläuft und Josef darauf besteht, dass seine zukünftige Frau für das Einkommen sorgt, weil er es sich vorstellen könnte, Hausmann zu sein. Oder dass er ein Kinderkrippenaktivist ist. Oder schwul – und sich traut, das zu sagen. Im besten Fall entwickelt sich eine Diskussion, sodass auf allen Seiten neue Perspektiven entstehen und einige neue Fragezeichen hinter dem auftauchen, was schon immer klar zu sein schien.

« Frauen verdienen weniger?! So Opfer! »

♀ Zelal, 16 Jahre

« Stärke misst man nicht an der Grösse der Muskeln, sondern an der Grösse des Herzens »

♂ Raoul, 12 Jahre

« Mädchen? Mädchen sollen lieber reiten oder Ballett tanzen – nicht skaten! »

♂ Jan, 24 Jahre

« Heutzutage geht es nicht mehr um Kraft, das macht man mit Staplern – also gibt es keinen Grund, dass Männer mehr verdienen »

♀ Nicole, 17 Jahre

« Warum sollen Männer nicht Teilzeit arbeiten? Männer haben auch einmal eine Pause verdient! »

♀ Hazal, 16 Jahre

« Eine starke Frau ist eine, die um das kämpft, was sie will »

♀ Laila, 13 Jahre

« Frau sein ist toll – man kann alles machen, ohne dass jemand sagt: «Du bist schwul!» z.B. Ballett, Fussball, Kickboxen ... »

♀ Steilina, 17 Jahre

« Rosa T-Shirts für Männer sind voll in Ordnung »

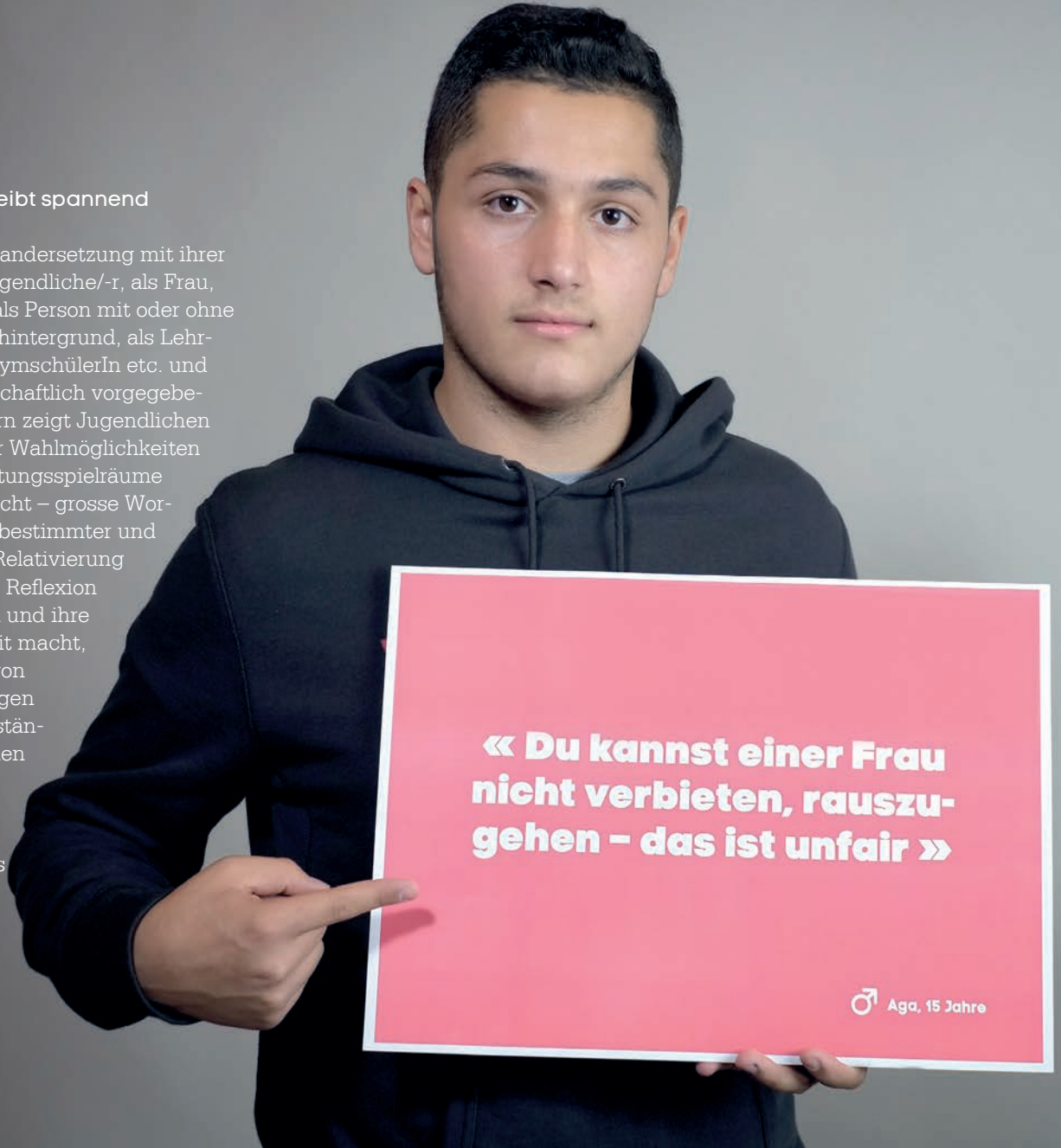
♀ Lorraine, 15 Jahre

« Wenn ich ein Junge wäre, wäre ich vielleicht frecher. Ich würde mich irgendwie mehr getrauen – ööö ich bin King und so »

♀ Celest, 14 Jahre

Gender bleibt spannend

Die Auseinandersetzung mit ihrer Rolle als Jugendliche/-r, als Frau, als Mann, als Person mit oder ohne Migrationshintergrund, als Lehrling oder GymnasiasterIn etc. und den gesellschaftlich vorgegebenen Mustern zeigt Jugendlichen heute mehr Wahlmöglichkeiten und Gestaltungsspielräume auf. Sie macht – grosse Worte! – selbstbestimmter und freier. Die Relativierung folgt sofort: Reflexion über Rollen und ihre Dehnbarkeit macht, abhängig von den jeweiligen Lebensumständen, in denen sich Jugendliche befinden, mindestens gedanklich ein bisschen freier.



« Ich will Kosmetikerin werden oder Maurer »

♀ Jelena, 13 Jahre

O-Ton-Einblicke in die Jugendarbeit Basel für Basel

Das Gender-Postkarten-Projekt der JuAr Basel (im Mädchentreff Mädonna und den Jugendzentren Eglisee, Dreirosen, PurplePark und Badhues.li) wurde von der Idee getragen, in Gesprächen und Projekten rund um den jährlich wiederkehrenden Tag der Frau (8.3.2013) mit Jugend-

lichen gezielt Reflexionsräume zu den Themen Geschlechterrollen, Diversity und individuelle Lebensgestaltung zu öffnen. So brachten wir ihre momentane Sicht der Dinge – durchaus auch auf politische Fragen – in Erfahrung. Die zum Teil sehr pointierten Aussagen der Jugendlichen finden sich – unzensuriert – als Statements auf Postkarten der JuAr Basel wieder.

Reflexionsprozesse ermöglichen

Die Postkarten machen jenen Teil der Jugendarbeit öffentlich, der Reflexionsprozesse ermöglichen möchte, ohne dabei politisch korrekt sein zu wollen oder in Ideologien zu erstarren. Welche Rolle(n) eine Person in der Gesell-

schaft spielen kann und will, lässt sich auch als Aushandlungsprozess verstehen. Was eine gewisse Neugierde und die Lust voraussetzt, auszuprobieren. Und die Erkenntnis, dass das möglich ist, hier und heute. Den Raum dafür bieten wir in unseren Treffs und wir stellen uns als SparringspartnerInnen für Gedankenspiele zur Verfügung. Mit viel Neugierde.

Foto:
Roman Hueber

Postkarten-Layout:
Lars Prestin



Sex Pistols

JUGEND DAS GIBT GAR NICHT

Ich bin in den 1970er-Jahren aufgewachsen. Damals war alles noch um einiges einfacher. Vermeintlich. Zu Anfang jener Dekade war es gerade mal 13 Jahre her, dass ein gewisser Elvis Presley – und mit ihm diese neue Musik namens Rock'n'Roll – sich im Bewusstsein einer globalen Öffentlichkeit festgesetzt hatte. In den drei Jahrzehnten nach der ersten Rock'n'Roll-Explosion teilten die meisten Vertreter der Elterngeneration eine klare Betrachtungsweise: Die europäische Klassik, die sogenannte Ernste Musik sei richtige Kultur. Die laute, sexgeladene, elektrische Musik mit dem prononcierten Vierviertel-Takt sei hingegen so Zeugs für die Jungen, das man getrost als Lärm bezeichnen dürfe. Eine Modeerscheinung, aus der sie mit der Zeit ganz gewiss hinauswachsen würden. Die Eltern haben sich schwer getäuscht.

Von Christian Platz
Präsident JuAr Basel

Eigentlich hatte die Musik von Elvis Presley ja tiefere Wurzeln, die in der Volksmusik der USA zu verorten sind. Und zwar einerseits in jener, die ursprünglich

dem europäischen Volksliedergut entstammte, gleichzeitig aber auch jener anderen, die auf Impulsen aus Afrika beruhte: Dem Blues und dem Jazz also. In beiden Fällen handelte es sich im Wesentlichen um Musik aus den tieferen Schichten der U.S.-Gesellschaft; um die Musik der Underdogs (in meinem Artikel über den Begriff «Ghetto», er befindet sich ebenfalls in diesem Heft, führe ich diesen Gedanken übrigens noch in einem ganz anderen Kontext aus).

Freiheit, Ehrlichkeit, Unmittelbarkeit

Es geschah vor der Mitte des 20. Jahrhunderts, dass die europäische Jugend die Musik der Underdogs aus den USA für sich entdeckt und adoptiert hatte. Schon vor dem Zweiten Weltkrieg gab es in Europa Menschen, die sich für Jazz und Blues interessierten. Ein Interesse, das der damaligen Elterngeneration alles andere als geheuer war. Denn bei den wildesten Musikformen, die man in der Schweiz als Bestandteil der Alltagskultur damals kannte, handelte es sich

um Dialekt-Lumpe-Liedli mit frechen Texten, die von groben Witzen und sexuellen Andeutungen nur so gestrotzt haben. In einem gewissen Sinne waren diese Liedli, in ihrer Frechheit, ihrer Ehrlichkeit und Unmittelbarkeit sogar mit dem frühen Blues aus den Vereinigten Staaten verwandt. Volksmusik eben. Und natürlich waren diese Liedli gerade bei den Jungen sehr beliebt, stellten sie doch ein Schanzwerkzeug jugendlicher Abgrenzung dar. Jugendkultur!

Die neue Musik aus den USA hatte noch jene andere interessante Ebene: Sie stammte zunächst von jenen, die auf der Schattenseite der Gesellschaft standen, von den Verfemten und Geächteten. Dies betraf sowohl den Jazz wie den Blues, Musikformen, die aus der unterdrückten und marginalisierten afroamerikanischen Bevölkerung stammten. Als auch beispielsweise Folk oder Country, deren frühe Protagonisten oft genug herumstromernde weisse Feldarbeiter waren, sogenannte Hobos, die Whiskey tranken, auf den Boden spuckten und ein raues, hartes,

KULTUR, ES DOCH MIT MEHR ...

The Beatles



Leben führten, das sich so sehr vom regulierten Leben junger Menschen im damaligen Westeuropa unterschieden hat.

Spätestens ab Mitte der 1950er-Jahre konnten sich viele europäische Jugendliche stärker mit diesen Musikformen identifizieren – als mit der europäischen Hochkultur oder der Folklore ihrer jeweiligen Heimatländer. Auch in der Schweiz.

Explosion der sogenannten Populärkultur

Dann kamen die 1960er-Jahre; sie brachten eine wahre Explosion der sogenannten Populärkultur mit sich. In der Musik, im Kino, aber auch in Sachen Lebensstil. Es wurde – mit vorher nicht gekannter Vehemenz – mit neuen Lebensinhalten und Lebensstilen experimentiert. «Die Jungen» – vorher eine eher amorphe gesellschaftliche Grösse, die vor allem erzogen, in die Gesellschaft eingefügt werden sollte, dabei wurden vor allem Demut und Gehorsam von ihr verlangt – hatten plötzlich eine eigene Kultur, eine eigene Stimme. Eine laute Stimme!

Diese Stimme wurde immer drängender – und stellte Forderungen, forderte Freiheit. Die Erwachsenenwelt reagierte darauf zunächst mit Unverständnis, Erziehungsversuchen und dem Wunsch, dass dies alles bitte möglichst schnell vorbeigehen solle. Doch es ist nicht vorbeigegangen.

Ganz im Gegenteil. Was sich zunächst als Rebellion manifestiert hatte, überzog plötzlich die ganze Gesellschaft. Spätestens in den 1970er-Jahren hörte auch die Erwachsenenwelt Popmusik, während viele Jugendliche sich immer extremeren Musikformen und Lebensstilen zuwandten, um sich abzugrenzen. Und um wieder jenen Hauch von Rebellion zu verspüren, der in der Geburtsstunde der Jugendrevolution über der Gesellschaft geschwebt hatte. Der Höhepunkt dieser Entwicklung war wohl Punkrock, als Musik- und als Lebensform.

Eine Industrie war herangewachsen

Doch gerade anhand dieser späten Blüte der Jugendrebellion konnte ein anderer, neuer Effekt

beobachtet werden, der sich in dieser Heftigkeit vorher noch nie ereignet hatte. Eine Industrie war herangewachsen, die Jugendkultur immer schneller und professioneller vermarktete. Während die Beatles in den frühen Sixties noch um einen Plattenvertrag kämpfen und bangen mussten, von den meisten etablierten Plattenfirmen zunächst abgelehnt wurden, erhielten die ruppigen Sex Pistols, die zu den Pionieren des Punkrock gehörten, Ende der Siebziger-Jahre einen hoch bezahlten Plattenvertrag nachgeschmissen. Die Firma EMI hatte sich nicht einmal so genau angeschaut, mit wem sie diesen Vertrag abschloss. Die Band drehte die Situation nämlich alsbald um – und riss einen öffentlichkeitswirksamen Kleinkrieg gegen das Label an, der mittels allerlei Beleidigungen und Provokationen geführt wurde, und in einem bösen Song über den mächtigen Vertragspartner endete «EMI!» Trotz dieses rebellischen Anfangs-Scharmützels wurden Punk und New Wave dann alsbald mit einer Radikalität vermarktet, die es so im Unterhaltungsgeschäft vorher noch nie gegeben hatte.



Public Enemy



RUN

Die Rebellion der Jugend war dann zwar immer noch ein gesellschaftlicher Faktor, doch die Vermarktung der Jugendkultur war zu einem ganz und gar erwachsenen Geschäft geworden. Einer Geschäftsform, die jederzeit bereit war, rebellische Impulse von der Strasse aufzunehmen – und sie sogleich ultraprofessionell zu vermarkten. So geschah es mit dem Punk, danach mit dem Hip-Hop und mit der elektronischen Musik. Immer schneller, mit immer ausgefeilteren Marketing-Methoden.

Immer neue Miniatur-Rebellionen

Die Antwort der Jugendkultur auf diese Situation lag zunächst in der Hervorbringung immer neuer stilistischer Miniatur-Rebellionen, die zwar nur selten wirklich inhaltliches Neuland eroberten, aber durch ihr Gepräge den revolutionären Geist jener gloriosen, bereits mythologisch gewordenen Anfangszeiten zurückbringen wollten. Doch die Industrie war noch schneller, kaum verkaufte sich etwas, egal wie wild es zunächst aussehen mochte, wurde es adaptiert, zielgruppengerecht vermarktet – und sogleich der ganzen Gesellschaft zum Konsum vorgeworfen. Denn Rock'n'Roll, Hip-Hop, Techno waren doch spätestens ab den

mittleren 1990er-Jahren längst keine exklusiv jugendlichen Ausdruckformen mehr, sondern fanden über fast alle Altersgruppen hinweg Freundinnen und Freunde. Wer heute an ein AC/DC-Konzert geht, immerhin lupenreiner Hardrock, wird dort einem Publikum begegnen, das bei sechsjährigen Kindern anfängt – und bei Menschen im Pensionsalter wohl noch nicht einmal aufhört. Die geschäftliche Seite der Medaille war lange Zeit überaus profitabel.

Eine technische Revolution

Im aufdämmernden 21. Jahrhundert wurden dann aber die Karten neu gemischt, eine neue Revolution hatte ihr Haupt erhoben. – diesmal allerdings keine kulturelle, sondern eine technische. Die rasend schnelle Weiterentwicklung des Internets nämlich, mit der Möglichkeit ausgestattet, sich praktisch alle Musik, die auf dieser Welt jemals aufgenommen wurde, kostenlos herunterzuladen. Und eben nicht nur die Musik, sondern auch Bilder, Filme, Grafik aus allen Epochen. Dies versetzte der Pop-Industrie einen schweren Schlag, von dem sie sich bis heute noch nicht wirklich erholt hat. Auch die Künstlerinnen und Künstler standen vor einer neuen Situation.

Hatten sie vorher mit Platten und CDs das meiste Geld verdient – und Konzert-Tourneen als Marketing-Massnahmen für diese Produkte verstanden –, war es nun plötzlich nicht mehr möglich, mit den Produkten aus den Aufnahmestudios haufenweise Geld zu verdienen, weil diese sich eben in Windeseile und ohne Kontrollmöglichkeit über den Gratismarkt des Internets weltweit verbreiteten. Die Tourneen wurden plötzlich wieder zur Einkommensquelle Nummer eins. Dies führte zu beträchtlich höheren Gagen für bekannte Bands – und zu einer ebenso beträchtlichen Erhöhung der Preise für Konzert-Tickets.

Tausendundeine Form von Rock und Pop

Heute können wir konstatieren, dass es momentan keine Musikform mehr gibt, die man exklusiv mit dem Prädikat Jugendkultur versehen könnte. Tausendundeine Form von Rock und Pop – Pop ist hier im weitesten Sinne gemeint – haben sich seit den rebellischen Anfängen manifestiert.

Immer wieder wurden und werden einige von ihnen mit neuen Stil-Bezeichnungen, neuen Wort- und Namenskreationen gestempelt, die aber nicht weit tragen. Weil sie eben musikalische Formen und damit verknüpfte Lebensstile

bezeichnen, die nicht wesentlich vom extrem weitgefassten musikalischen und kulturellen Universum wegführen, welches man heute unter der Bezeichnung

Pop und Rock zusammenfasst. Genau gleich erging es dem Rap, dem Hip-Hop und den diversen Formen elektronischer Musik, die auf dem Markt der Jugendkulturen die Nachfolge der Rockmusik antraten.

Natürlich bringen

Jugendliche immer neue Begriffe für Musikformen hervor, die bei ihnen gerade angesagt sind, inzwischen sind diese Begriffe sogar inflationär geworden. Dies illustriert aber nur den Umstand, dass es heute keinen einzelnen Musik- oder Lebensstil mehr gibt, der als genuine, klar verortbare Mitte der Jugendkultur bezeichnet werden könnte.



Es ist vielmehr so, dass die Gesamtheit von Stil- und Lebensstil-Möglichkeiten, die inzwischen zur Auswahl steht, fast alle kulturellen Epochen und Stationen der Menschheitsgeschichte umfasst, und dass gleichzeitig immer neue Stilmischungen entstehen, die vermeintlich Unvereinbares vereinen. Doch sie bleiben eben Mischungen aus bekannten Elementen, es handelt sich nur in den seltensten Fällen um ausgeprägte neue Stile.

Nach erfolgter und verfloßener Postmoderne ist Jugendkultur also eine äusserst ausdifferenzierte Angebotspalette geworden, die auf eine Kundschaft trifft, die in genauso komplexe Kundensegmente zerfällt wie die erwachsene Kulturkundschaft. Gleichzeitig überschneiden sich die jugendlichen und die erwachsenen Segmente dabei immer stärker. Man könnte angesichts dieser Entwicklung beinahe konstatieren, dass es keine Jugendkultur mehr gibt. Doch halt!

Junge wirken in allen bekannten Genres

Es mag zwar keinen ausgeprägten Stil mehr geben, der die Jugendkultur erkennbar ein- und abgrenzt. Doch die ganze geballte Popkultur der letzten 60, 70 Jahre – in all ihren unzähligen Erscheinungsformen – hat das Selbstverständnis der Jugend unwiderruflich

geprägt. Eine Auswirkung davon ist, dass es heute viel mehr junge Kulturschaffende gibt als jemals zuvor. Sie machen Musik in allen bekannten Genres, tanzen, gestalten, spraysen, filmen, spielen Theater und so weiter!

Diesem Umstand muss die Jugendkulturarbeit unserer Tage Rechnung tragen. Sie ist eben nicht mehr auf stilistische Definitionen, Ausformungen und Hervorbringungen von Jugendkulturen fixiert, sondern befasst sich – auf eine sehr differenzierte und professionelle Art und Weise – direkt mit jungen Menschen, die aktiv Kultur machen oder veranstalten. Sowie natürlich dem Publikum, das sie damit ansprechen. Hier hat ein eigentlicher Paradigmenwechsel stattgefunden. Wenn wir von Kulturförderung für Jugendliche sprechen, meinen wir damit schon lange nicht mehr die Forschung nach dem neusten Stil oder Trend – und deren Förderung oder Integration. Sondern wir sprechen von der Förderung von – und ernsthafter Auseinandersetzung mit – jungen Menschen, die kulturell als Akteurinnen und Akteure tätig sind, jenseits von überkommenen Stil-Schubladen. Ihnen bieten wir Raum, mit ihnen zusammen entwickeln wir Angebote, für sie bauen wir unsere viel zitierten Plattformen. In diesem Sinne engagiert sich JuAr Basel heutzutage auch für Jugendkultur!

DMC



ACDC

WAS HEISST EIGENTLICH «OFFENE» JUGENDARBEIT?



Die Frage, was denn eigentlich das spezifisch Offene von Offener Jugendarbeit sei, ist bedeutend schwieriger zu beantworten, als man zunächst denken würde. Und das, obwohl sie unser Kerngeschäft darstellt. Vereinfachend reden Fachleute über ihre Tätigkeit deshalb oft «nur» von Jugendarbeit – eine Bezeichnung, mit welcher mehr Menschen etwas anfangen können. Ein Grund mehr, einmal die Idee Offener Jugendarbeit aus Sicht unserer Organisation in Basel darzustellen: so, wie sie sich im Laufe der vergangenen Jahrzehnte entwickelt hat.

Albrecht Schönbacher
Geschäftsführer JuAr Basel

Das Problem beginnt im Grunde damit, dass – nicht nur in Basel – Auftraggeber und Auftragnehmer selten wirklich einen verbindlichen Konsens darüber gefunden haben, was Offene Jugendarbeit (OJA) in der Praxis eigentlich alles impliziert. Und auch das scheinbar so eindeutige und allgemein verständliche Adjektiv «offen» gibt weitere Rätsel auf. Sucht man nach Definitionen, beispielsweise im Duden, fällt vor allem auf, dass «offen» meistens über das erklärt wird, was es nicht ist: etwa nicht verschlossen, nicht bedeckt oder nicht entschieden. Eine der wenigen dort aufgeführten positiven Bedeutungen definiert «offen» als

«so beschaffen, dass jemand / et- was heraus- oder hineingelangen kann»: Ein solcher offener Zugang ist sicher auch Mindestvoraussetzung für Offene Jugendarbeit.

Die folgenden vier Dimensionen von Offenheit haben sich in den vergangenen Jahren in der Praxis von JuAr Basel mit ihren sechs Jugendzentren und einem Mädchentreffpunkt als bedeutsam für erfolgreiches und wirkungsvolles Arbeiten herauskristallisiert:

1. Die räumliche Dimension

Beginnen wir mit der räumlichen Beschaffenheit von Einrichtungen der OJA. Hier sehen wir



bereits einige Faktoren, die den Zugang für junge Leute begünstigen oder eben verhindern. So ist die Lage des Standorts bereits «matchentscheidend» – eine Randlage oder ein «ghettoisierter» Standort mögen zwar für bestimmte Jugendliche attraktiv sein – ganz sicher aber steigt die Gefahr, dass viele Zielgruppen dort ausgeschlossen sind. Als sehr gut erweisen sich in der Regel Standorte, die verkehrsgünstig angebunden sind, nicht zu weit von Quartiers- oder Stadtteilgrenzen entfernt liegen und die über einen einladenden, leicht zugänglichen Eingangsbereich verfügen. Ohne behindertengerechten Zugang – der leider auch in Basel bis vor einigen Jahren ohne Relevanz in der Pla-

nung war – wird etwa per se eine ganze Gruppe ausgeschlossen.

Von ganz entscheidender Bedeutung ist ein diversifiziertes Raum- und Infrastrukturangebot, das eine möglichst grosse Vielfalt von Interessen zeitgleich zulässt und damit auch mehrere Zielgruppen anspricht. Nach jahrelangen Anstrengungen, gemeinsam mit den Verantwortlichen im Kanton, dazu mit viel eigener Kreativität, sind inzwischen fünf unserer sieben Standorte mit einem Raumangebot von jeweils mindestens fünf nutzbaren Jugendräumen versehen. Wir kämpfen weiter dafür, dass auch die kleinen und alten Barackenstandorte Bachgraben und Eglisee

in naher Zukunft endlich ein solches Raumangebot zur Verfügung haben!

2. Die Zielgruppen im Kontext des gesellschaftlichen Auftrags

«Offene Jugendarbeit ist grundsätzlich für ALLE Jugendlichen da!» Diese vielleicht meistgenannte und am engsten mit Offenheit in Verbindung gebrachte Bedeutung meint den Anspruch Offener Jugendarbeit, für Jugendliche jedwelcher Herkunft da zu sein – egal welcher religiöse, geografische oder kulturelle Hintergrund besteht, unabhängig natürlich auch vom Geschlecht.

Spätestens jedoch der Kernauftrag von gesellschaftlicher Integration der Jugendlichen muss zu Einschränkungen der Offenheit führen: nämlich dann, wenn in einem nichtdemokratischen Sinne Anschauungen oder Verhaltensweisen von NutzerInnen des Angebots andere Jugendliche auszuschliessen drohen.

Die vielleicht grössten Unterschiede zwischen einzelnen Einrichtungen finden sich in der Frage, wie offen man sich gegenüber der Gesamtheit der jugendlichen Zielgruppen positioniert. In der kurzen Historie unseres Arbeitsfeldes erlebten wir alleine in Basel sehr unterschiedliche Ansprüche seitens der Gesellschaft und des Auftraggebers. Ausgehend von einer recht grossen Bandbreite an Zielgruppen fokussierte sich JuAr Basel (damals noch als BFA) in den 90ern sehr stark auf Randgruppenarbeit, was mit einem markant hohen MigrantInnen-Anteil von häufig bis zu 100% und einer manchmal ähnlich hohen Besetzung durch junge Männer einherging. Ganz sicher war es damals auch noch wenig üblich, aktiv zu

steuern oder zumindest zu beeinflussen, wer letztlich genau den Weg in die Jugendhäuser fand.

Die vergangenen 10 Jahre öffneten sich die Jugendhäuser von JuAr Basel mit beträchtlichem Aufwand und mit ausgeklügelten Konzepten. So arbeiten sie heute mit äusserst heterogenen Gruppierungen. Diese Vielfalt zeigt sich uns u.a. daran, dass der prozentuale Anteil der einzelnen Nationalitäten näher denn je an der gesellschaftlichen Normalverteilung liegt, und auch deutlich mehr Mädchen erreicht werden als je zuvor.

Gleichwohl ist die Diskussion unerlässlich, welche Zielgruppen besonders und bevorzugt angesprochen werden sollen. Ziel bleibt dabei natürlich das Erreichen aller Jugendlichen in einem Quartier oder in verschiedenen Szenen, die einen Bedarf am Angebot haben könnten. Und natürlich eine gute Durchmischung. Dieser Prozess wird gegenwärtig von den Teams sehr viel aktiver als früher gesteuert – damals arbeitete allerdings auch überall nur eine einzelne Jugendar-

beiterin oder ein Jugendarbeiter. Es wird heute nicht einfach abgewartet, wer kommt – und wer eben nicht! Angesichts der begrenzten räumlichen Möglichkeiten muss die Offenheit leider häufig eingeschränkt werden in Bezug auf die Alterskategorien. Die ebenfalls in Basel seitens der Verwaltung zuletzt ins Spiel gebrachte Konzentration auf tendenziell ressourcenschwächere Jugendliche sehen wir kritisch, da doch gerade durch die erreichte Vielfalt die Chancen auf Begegnung und Integration deutlich gewachsen sind.

3. Die Angebotsstruktur und der Output

Idealerweise bedeutet Offenheit im Angebot, dass dieses auch möglichst oft für die Zielgruppen zur Verfügung steht; in den für sie wichtigen Zeiträumen. So haben wir Häuser, die dank einer starken Beteiligung der Jugendlichen am Betrieb (Stichwort Partizipation) 365 Tage im Jahr belegt sind. Fast noch wichtiger ist es, dass die konkreten Abläufe offen bleiben – etwas, was uns markant von Strukturen wie z.B. denen in der



Verwaltung unterscheidet. Gemeint sind die in der OJA konstitutiven und deshalb nicht formalisierbaren, auf Aushandeln basierenden Abläufe. Die Jugendlichen sollen Rahmenbedingungen vorfinden, in denen sie ihre Themen setzen können, ihren Bedarf einbringen dürfen. Selbstverständlich sind auch die fachlichen Experten-Inputs Teil dieses diskursiven Arbeitsansatzes.

Offene Abläufe und Prozesse führen zu einem Folgeprodukt in der Palette der Dimensionen von Offenheit: zu offenen Ergebnissen. Dies verlangt von JugendarbeiterInnen immer wieder aufs Neue eine grosse Flexibilität, riesige Geduld und häufig Erklärungen gegenüber Dritten, warum vielleicht nicht genau das eingetreten ist, was man zuvor gewünscht hatte.

Aussenstehenden ist gerade dieser bedeutsame Aspekt manchmal nur schwer zu vermitteln – erschwert er doch ganz nebenbei die Reduktion Offener Jugendarbeit auf einige wenige, standardisierte Ziele und deren Messbarkeit!

4. Die MitarbeiterInnen

Last but not least sind es Menschen, welche Offenheit im Feld der Jugendarbeit gewährleisten sollen. Wichtig ist für sie, dafür stets die eigenen Werte und Haltungen kritisch zu reflektieren. Natürlich erleben wir auch bei den Profis der Jugendarbeit einen unterschiedlichen Grad von Offenheit, den sie selbst einbringen. Im inzwischen bestens etablierten Berufsfeld Offene Jugendarbeit existiert ein nicht immer sichtbares Spannungsfeld zwischen all den komplexen beruflichen Anforderungen einerseits und privaten, gesellschaftlichen oder familiären Bedürfnissen andererseits. Hier gilt es seitens Arbeitgeber faire Rahmen- und Arbeitsbedingungen zu schaffen, um gemeinsam ein Maximum an Offenheit in der Arbeit zu ermöglichen.

Es hängt also von vielen Faktoren ab, wie gross letztlich der Grad der Offenheit in unserer Arbeit ist. Ganz sicher darf davon ausgegangen werden, dass JuAr Basel den

diesbezüglichen Auftrag Offener Jugendarbeit sehr ernst nimmt und auch künftig



gewährleisten wird, dass das Wörtchen «offen» mehr bleibt als nur ein viel- oder nichtssagendes, schmückendes Adjektiv!



JUAR BASEL & GGG

JUGENDARBEIT IN DREI BIBLIOTHEKEN

Ein innovatives Kooperationsprojekt der GGG Stadtbibliothek Basel und JuAr Basel

Von Oktober 2012 bis April 2013 war JuAr Basel in drei Bibliotheken regelmässig vor Ort. Ein ausgebildeter Soziokultureller Animator betreute und begleitete Jugendliche während der Öffnungszeiten. Das Projekt verlief so überzeugend, dass die Weiterführung für vier weitere Wintersaisons gesichert ist.

Elsbeth Meier
Mitglied der Geschäftsleitung
Projektleitung

Integration statt Repression

Im August 2012 kam die Anfrage. Die GGG Stadtbibliothek Basel suchte eine Möglichkeit, ihr Bibliothekspersonal im Gundeli, Breite und Bläsi durch einen professionellen Jugendarbeiter während der Öffnungszeiten zu entlasten.

Viele Jugendliche haben die Bibliotheken als Treffpunkt entdeckt. Sie halten sich dort auf, hängen herum und sind dabei nicht gerade leise. Zudem kam es auch zu einigen unschönen Vorfällen. Dass Jugendliche die Bibliotheken als Treffpunkt nutzen, ist eine Erscheinung, welche in den vergangenen Jahren

zugenommen hat. Da das Bibliotheken-Personal für den pädagogischen Umgang mit Jugendlichen nicht ausgebildet ist, diese aber auch nicht vertreiben will, suchte die GGG Stadtbibliothek Basel nach einer Lösung. Zuwendung statt Abgrenzung, das ist der Leitgedanke, welcher hinter dem Projekt steht. Die Jugendlichen sollen in der Bibliothek jemanden mit einem offenen Ohr für Ihre Anliegen finden.

Neue Kooperation

Es folgten Abklärungen auf Seiten JuAr Basel und der Entscheidung, gemeinsam dieses Projekt anzupacken. Die GGG

Stadtbibliothek Basel erteilte uns den Auftrag, das Pilotprojekt durchzuführen und übernahm die gesamten Kosten dafür.

Das Pilotprojekt wurde während der kalten Jahreszeit, vom November 2012 bis April 2013, während 6 Monaten durchgeführt. Der Jugendarbeiter Florian Schneider war abwechselnd in den Bibliotheken anwesend und leistete dort sehr professionelle Arbeit. Nebst der Begleitung und Betreuung der Jugendlichen, musste auch die Zusammenarbeit mit den Bibliothekarinnen definiert werden. Eine hohe Kooperationsbereitschaft auf beiden Seiten war gefordert. Auch dank der Offenheit und



Diskussionsbereitschaft aller Beteiligten verlief die Pilotphase sehr erfolgreich. Die Begeisterung für die Möglichkeiten des Projektes war nach der positiven Evaluation so gross, dass berechtigte Hoffnung auf eine Weiterführung bestand.

Vom Projekt zum konstanten Angebot

Inzwischen ist das Projekt «Jugendarbeit in den drei Bibliotheken» für die kommenden vier Jahre jeweils für 6 bis 8 Monate gesichert und damit ein Angebot, welches durch die nun mögliche Kontinuität noch mehr Wirkung erzielen kann.

Die Jugendlichen wissen nun, das sie in der kalten Jahreszeit nicht nur einen warmen Platz in den Räumlichkeiten der Bibliotheken finden, sondern auch Unterstützung bei Hausaufgaben, einen Diskussionspartner für ihre Anliegen oder einfach jemand der mit ihnen spielt und Zeit für sie hat. Im Herbst geht es also wieder los. Ein Jugendarbeiter wird in den drei «Bibis» wieder regelmässig seinen Einsatz leisten.

Soziale Innovation


Dieses Projekt ist ein wunderbares Beispiel für gelungene soziale Innovation. Auf der Suche nach einer Lösung

für ein neu aufgetretenes Problem wurde ein Weg gefunden, welcher auf Kooperation baut.

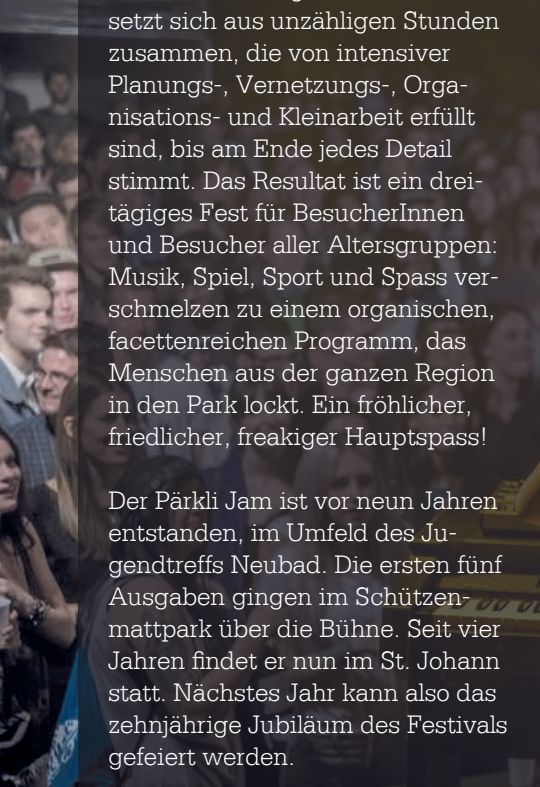
Zusammenarbeit statt Abgrenzung ermöglicht mehr Raum für alle: Die Angestellten der Bibliotheken können in Ruhe ihrer Arbeit nachgehen und die Jugendlichen profitieren von der fachlichen, integrativen Begleitung.

PÄRKLI JAM 21.6.–23.6.2013 IM ST.


Bildstrecke: Roman Hueber, Leiter Jugendzentrum Badhues.li



Der Pärkli Jam findet jedes Jahr im St. Johannis-Park statt. Dieses Kultur- und Quartierfestival wird vom Jugendzentrum Badhues.li (JuAr Basel) inszeniert, in enger Zusammenarbeit mit dem jungen Basler Verein Kulturpush und vielen anderen Institutionen aus dem Quartier.



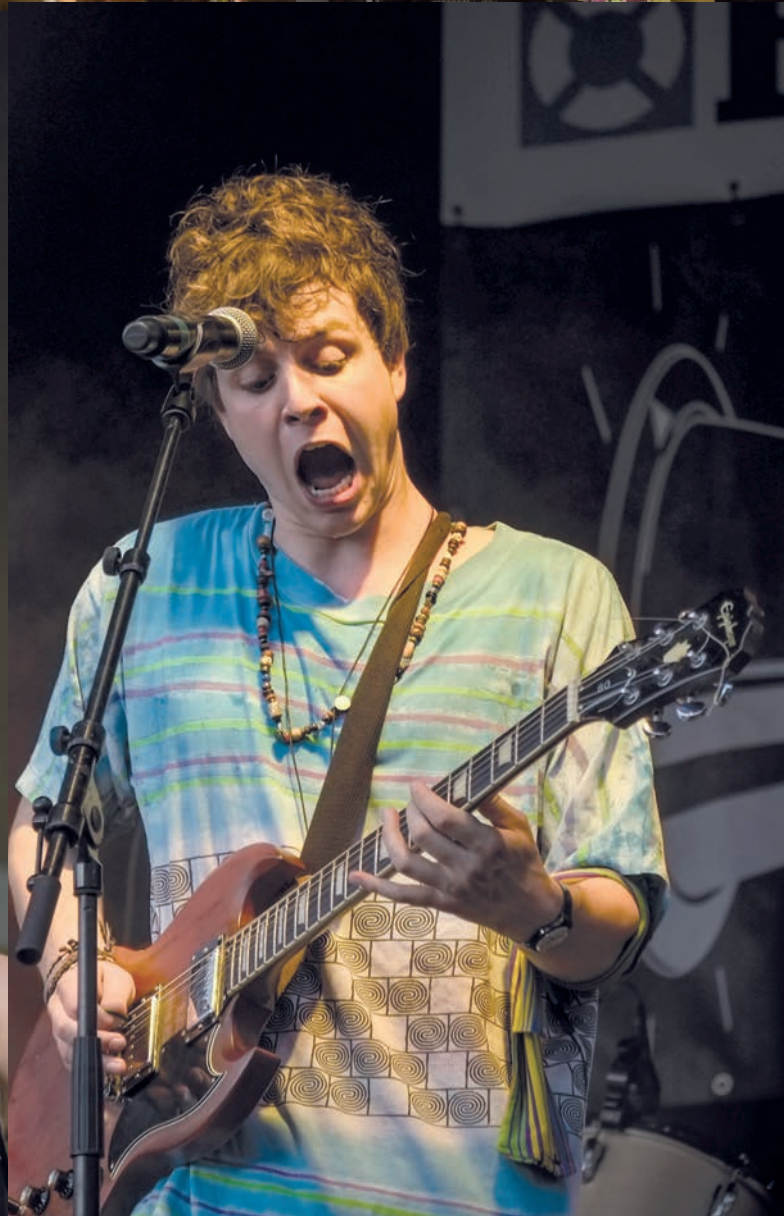
Die Vorbereitung des Anlasses setzt sich aus unzähligen Stunden zusammen, die von intensiver Planungs-, Vernetzungs-, Organisations- und Kleinarbeit erfüllt sind, bis am Ende jedes Detail stimmt. Das Resultat ist ein dreitägiges Fest für BesucherInnen und Besucher aller Altersgruppen: Musik, Spiel, Sport und Spass verschmelzen zu einem organischen, facettenreichen Programm, das Menschen aus der ganzen Region in den Park lockt. Ein fröhlicher, friedlicher, freakiger Hauptspass!



Der Pärkli Jam ist vor neun Jahren entstanden, im Umfeld des Jugendtreffs Neubad. Die ersten fünf Ausgaben gingen im Schützenmattpark über die Bühne. Seit vier Jahren findet er nun im St. Johann statt. Nächstes Jahr kann also das zehnjährige Jubiläum des Festivals gefeiert werden.



JOHANNIS-PARK







BILDER UND ERKENNTNISSE

Eine Woche nach dem Polizeieinsatz gegen die unbewilligte Favela-Party auf dem Messe-Gelände kommt es am 21. Juni 2013 beim Pärkli Jam Festival – organisiert von JuAr Basel und Kulturpush – zur Fast-Eskalation. Die Medien berichten widersprüchlich und teilweise falsch – wir nehmen als Direktbetroffene Stellung. Die Polizei meldet sich bei uns und es kommt zu konstruktiven Aussprachen. PR hat eine strategische Dimension, will gut geplant sein, ist aber mitunter auch eine Frage des Instinkts. Wir sind sehr froh, nach den Vorfällen um den Pärkli Jam mit einer guten Portion «Bauch» reagiert zu haben. Dabei ging es darum, dem Pärkli Jam-Verantwortlichen und Direkt-Betroffenen Roman Hueber den Rücken zu stärken, und einen Beitrag zur teilweise an Präzision mangelnden öffentlichen Diskussion über jüngste Demos mit Krawall-Tendenz zu leisten. Trotzdem würden wir in Zukunft in einer vergleichbaren Situation wohl einen anderen Weg wählen.

Von George Hennig
Geschäftsführer JuAr Basel

Bilder einer Ausstellung

In Basel geht die Art zu Ende. Die Favela-Aktion des japanischen Künstlers Tadashi Kawamata wird von einer Gruppe Jugendlicher als Anlass und Kulisse für eine Protest-Party genutzt. Das Happening ruft die Polizei auf den Plan, die dem Treiben unzimmerlich ein Ende setzt. Auf den internationalen TV-Kanälen sieht man derzeit viel Ordnungskräfte in Vollmontur. So geraten die Bilder der Basler Favela-Räumung in den Sog von Dokus über weit gravierendere Konflikte. Egal wie viele polizeiliche Aufrufe der Räumung vorausgingen, egal ob es nun Hausfriedensbruch oder eine harmlose Protest-Party war – die Bilder zeigen ein einseitiges Kräfteverhältnis. Polizei mit Helm, Gummischrot und Pfeffer-

spray hat fast immer ein Image-Problem. Gerade auf Jugendliche haben solche Bilder oft eine initiale Wirkung. Sie tragen dazu bei, militante Elemente weiter zu radikalisieren, und sie schaffen darüber hinaus Sympathisanten und Mitläufer. Jugendliche, die rein zufällig und ohne politische Absicht im Schlepptau ihrer Clique unterwegs sind, sehen sich pauschal angefeindet, verbünden sich mit den politaktiven Gleichaltrigen – gegen die Polizei. Aus Bildern wird Realität.

Keine Kommunikation mit der Polizei

Die Anschluss-Veranstaltung der Favela-Protest-Akteure fand in der Folgewoche in Form eines Demo-Umzugs quer durch Basel statt. Das Grüppchen landete schliesslich – bald von Elementen des schwarzen Blocks durchgesetzt – spätabends auf dem Areal des Pärkli Jam-Festivals im St. Johannis-Park (organisiert von JuAr Basel und Kulturpush). Einige Zeit später stand Pärkli Jam-Organisator und JuAr Basel-Mitarbeiter Roman Hueber unvermittelt zwischen kampflustigen Jugendlichen und kampfbereiten Polizisten, versuchte zu vermitteln, zu schlichten und vor allem mit der Polizei zu kommunizieren. Was fatalerweise misslang. Statt gemeinsam die Lage einzuschätzen und das weitere Vorgehen abzustimmen, wurde er von der Polizei mit Pfefferspray und einem unmissverständlichen «Hau ab!» bedient. Nur mit viel Eigeninitiative von Veranstaltern und Festivalbesuchenden und einigem Glück konnte in der Folge eine Eskalation verhindert werden.

Für Freiräume, oder gegen die Staatsmacht?

Aktionen von «Freiraum-AktivistInnen» werden fast notorisch von Leuten des schwarzen Blocks infiltriert, die primär die Konfronta-



tion mit der Staatsmacht suchen. So auch hier. Die «harmloseren Protestler» müssen sich den Vorwurf gefallen lassen, immer wieder auf naive Art «Trittbrett» für radikale Zwecke zu sein. Laut Zeugen wollte man sich von den «schwarzen Kapuzen» distanzieren: «Ihr macht alles kaputt, verschwindet!» Aber das lässt sich in der Dynamik solcher Ereignisse leichter sagen als umsetzen. Die Grenzen verschwimmen. Und die Bilder tendieren in Richtung schwarz-weiss. Die Polizei marschiert auf und liefert den Code, den sich die Hardcore-Randalierer wünschen. Die Situation verspricht Action und jede Menge Adrenalin. Und sie liefert beidseitig Argumente für pauschale Zuweisungen und polare Positionen.

Unsere Wahrnehmung

Tags darauf erfahre ich frühmorgens im Internet von der Randalie samt Polizeieinsatz im St. Johann. Ich telefoniere später mit JuAr Basel-Präsident Christian Platz. Am Nachmittag erhalte ich von Roman Hueber vor Ort eine detaillierte Schilderung der Ereignisse des Vorabends. Die lokale Berichterstattung zu den Favela-Vorfällen eine Woche zuvor war nicht frei von Verzerrungen und tendenziösen Färbungen. Und der BaZ-Bericht



Quelle: Tageswoche.ch
Bild: Yen Duong

zum Pärkli Jam-Vorfall zeigt ein Bild, auf dem sich die Polizei frontal Richtung Festgelände aufbaut. Darunter steht: «Die Polizei sichert das Gelände.»

In der gleichen Woche erklärt Markus Melz in seiner BaZ-Kolumne, dass die Abschaffung der Polizei keine gute Idee wäre. Wir schliessen uns dieser These an. Die Tageswoche versucht, Zusammenhänge aufzuzeigen und liefert Hintergrund-Infos; im Chaoten-Pulk hatte es FCB-Hools und Linksautonome aus Zürich und Lausanne. Les extrêmes se touchent in fatalen Allianzen. Wir sind uns einig, dass wir die Darstellung der Ereignisse am Pärkli Jam nicht den Medien überlassen wollen, und beschliessen einen ausführlichen Artikel (Christian Platz) im Newsletter der JuAr Basel, ebenso verbreitet via Facebook und als Info an die zugewandten Regio-Medien, sowie einen Leserbrief in der BaZ (George Hennig). Nicht zuletzt geht es uns dabei auch um ein Signal nach innen, darum, unserem Mitarbeiter Roman Hueber nach dieser belastenden Erfahrung den Rücken zu stärken.

Bilder und Erkenntnisse

JuAr Basel-Mitarbeiter Roman Hueber trifft sich in der drauffolgenden Woche mit Jean-Pierre Rubaty vom Community Policing zur Aus-

sprache. Dabei stellt sich heraus, dass im Vorfeld des Pärkli Jam-Eklats eine Beamtin von Chaoten angegriffen wurde und die Stimmung aufseiten der Polizei bereits beim Eintreffen «aufgeladen» war. Die Polizei gibt sich aber selbstkritisch und gesteht Kommunikationsmängel und Fehlverhalten ein.

Eine Delegation bestehend aus Christian Platz, Roman Hueber und George Hennig wird von Polizeikommandant Gerhard Lips zum Gespräch eingeladen. Herr Lips beschreibt die Vorfälle aus Sicht der Polizei, entschuldigt sich im Namen der Verantwortlichen für Fehler und dankt Roman Hueber für seinen besonnenen und engagierten Einsatz, der wesentlich zur Deeskalation beigetragen hat. Wir können bei diesem Gespräch auch gleich deponieren, dass die Zusammenarbeit mit der Polizei an sich hervorragend ist.

Kontinuierliche Absprachen

Seien es die kontinuierlichen Absprachen mit den Leuten der Community Police oder die punktuellen, teilweise projektbezogenen Kontakte mit der Jugend- und Präventionspolizei – es herrscht der Konsens, dass wir auf der «gleichen Seite» agieren, und alle Beteiligten – inkl. unser beider «Publikum» – von dieser Kooperation profitieren.

Der Vorfall beim Pärkli Jam brachte kurzfristig so etwas wie die Auferstehung des unschönen Bildes einer «Draufhau-Polizei» (niemand braucht eine «Kuschel-Polizei» ...), die wenig kommunikationsfreudig und unnahbar ihren Dienst tut. Vielleicht spielen ja auch aufseiten der Polizei Bilder eine Rolle, von jugendlichen Chaoten und einer Jugendarbeit, die sich zu wenig klar abgrenzt und zu wenig bewirkt. Dank unserer Art der Kommunikation kam es zu Medienreaktionen, die wiederum diese Gespräche ermöglichten. Wir sind überzeugt, dass letztlich die Aufarbeitung dieses schwierigen Vorfalls ganz viel Potenzial für eine noch bessere Zusammenarbeit mit der Polizei freigelegt hat.

Um unsere eigene Lernfähigkeit zu dokumentieren, steht eine Einsicht ganz weit oben: Vertrauensvolle Kommunikation ist keine Einbahnstrasse. Wenn wir also Erwartungen formulieren, so sind wir auch selber in gleichem Masse gefordert. Was bedeutet, dass wir in einem vergleichbaren Fall in Zukunft nicht mehr den medialen, sondern den direkten Weg wählen. Indem wir den Dialog suchen, um die Vernetzung mit der Polizei noch stabiler zu gestalten; weg von starren Bildern und hin zu einem nachhaltigen und gewinnbringenden Austausch von Erkenntnissen.

«WIR UNTER DER DREIROSENBRÜCKE»

Ein SRF-Team unter der Leitung von Georg Häsler produzierte für Schweiz Aktuell, eines der meistgesehenen SRF-Gefässe, eine fünfteilige Reihe über



(2007), in der neun männliche Bewohner eines Jugendheims zusammen mit 13 Gymnasiaschülerinnen auf einen Auftritt als Chor hinarbeiten, kommt mit einer anspruchsvollen Idee ins «Dreirosen»: einige Jugendliche, die im Jugi verkehren, zu portraituren, zu zeigen, wie sie leben, denken, fühlen, ganz echt, ganz nah. Das Jugi-Team erlebt ihn als guten Beobachter, der sich nicht scheut, auch auf Auffälligkeiten aufseiten der JugendarbeiterInnen hinzuweisen. Er wird – je länger die Dreharbeiten dauern – sukzessive in die «Dreirosen-Familie» integriert.

Einiges davon wird eingefangen. Den TV-Leuten gelingen Momente, in denen Bilder tausend Worten den Rang ablaufen, und wo die Echtheit fast wehtut oder gar verdächtig wirkt – nein, nichts ist gestellt. Erfahrungen mit TV-Kooperationen sind oft geprägt von Eile und Stress beim Entstehen, und sehr oft von Enttäuschung beim Anschauen. Vielfach wird gezielt oder auch nur dilettantisch «geschnitten», und damit übel verfremdet. Nicht so hier. Es geht um die Jugendlichen. Sie schauen sich alle Takes an, und sagen ob das für sie so stimmt. Sie bestimmen das Mass an Nähe. Das bedingt Zeit und Sorgfalt.

«Ghetto»

Das Klybeckquartier wird oft als «belastet» und – immer gemessen an Standards in relativer Nähe – als Ghetto bezeichnet. Menschen, die dort leben, sehen das anders, differenzierter, identifizieren sich mit der soziokulturellen Vielfalt. Die Outdoor-Szenen der Doku bilden das Quartier so ab, wie es die Jugendlichen wahrnehmen.

Subjektiv und wenig idyllisch. Die Reaktionen nach der Ausstrahlung sind unterschiedlich. Den einen werden die Jugendlichen zu harmlos dargestellt, andere finden den «Ghetto-Touch» in der

Darstellung überzeichnet. Die Reihe – ca. ein Drittel davon sind Live-Bilder – liefert Diskussionsstoff, im Quartier, in den Medien wie auch in der Organisation JuAr Basel. Unter anderem äussert sich auch Regierungsrat Baschi Dürr pointiert auf einer

Jugendliche im Jugendzentrum Dreirosen, einer Einrichtung der JuAr Basel. Ein Rückblick auf intensive Tage, gespickt mit hohen Erwartungen, unterschiedlichsten Reaktionen und vielfältigem Lerneffekt.

Von George Hennig
Geschäftsführer JuAr Basel

TV meets Jugi

Erste Gespräche mit Regisseur Georg Häsler im Jahr 2012 versprechen ein sorgfältiges Herangehen, das einen authentischen Einblick ins Leben der Quartierkids garantieren soll. Häsler, unter anderem verantwortlich für die vielbeachtete Doku-Soap «Chor auf Bewährung»

Sorgfalt

Georg Häsler bringt Zeit mit, lernt Team und Jugendliche kennen. Vertrauen entsteht. Nach einigen Gesprächen starten die Dreharbeiten. Für fünf Tage, am 28. März und dann vom 2. bis und mit 5. April 2013, wird der Ausnahmezustand im Jugi zum Alltag. Rollen und Aufgaben verschwimmen scheinbar. Die Kids öffnen sich, geben sich und ihr Lebensgefühl zu erkennen. Vieles ist nun möglich.





Onlineplattform, was uns dazu veranlasst, ihn einzuladen. Sein darauffolgender Besuch im Dreirosen bietet Raum für Austausch und einen unmittelbaren Einblick in den Jug-Alltag.

«Action»

Von verschiedener Seite war zu hören, das konfrontative Element sei fast völlig ausgeblendet, die Szenerie somit «weichgezeichnet» worden. In den Tagen des Drehens ergab sich keine Situation, in der eine harte Intervention nötig gewesen wäre. Das war in diesen Tagen die Wirklichkeit, die es einzufangen galt. Hätte nun die «dunklere Seite» des Betriebs, ein verbaler oder körperlicher Konflikt «RTL-like» nachgestellt werden sollen? Kaum. Dennoch ist es auch aus unserer Sicht zutreffend, dass gerade das Intervenieren in heiklen Situationen nochmals spezifische Kompetenzen seitens der BetreiberInnen braucht und aufzeigt. Letztlich ist es gerade das Spektrum «von hart bis herzlich», das komplette Profis in der Offenen Jugendarbeit auszeichnet.

Von Kuschelpädagogik war die Rede. Eine mit Sicherheit unzutreffende Überzeichnung, die aber angesichts von soviel Verständnis und Empathie zumindest als oberflächlicher Eindruck nachvollziehbar scheint.

«Kitsch»

Aus Sicht des Autors (die nicht zwingend die Meinung von JuAr Basel repräsentiert) gerieten einzelne Darstellungen zu melodramatisch. Die teilweise «mikroskopische» Annäherung an die Jugendlichen lässt das Publikum an sehr persönlichen Facetten teilhaben. Momentaufnahmen dieser Art blenden zwangsläufig unzählige Ebenen aus und liefern so die Grundlage für eine Simplifizierung, die viele Interpretationen zulässt, evtl. auch Vorurteile bestätigt. In der Dichte emotionaler Staments liegt die Illusion einer Tiefe, die in diesen flüchtigen Ausschnitten nicht existieren kann. Je intensiver die Bilder, umso stärker der Verzerrungsgrad, der anstelle von bewegender Wirklichkeit Gefahr läuft, Kitsch und Clichés zu

transportieren. Was nichts an der guten Absicht und der sorgfältigen Umsetzung ändert – das Format lässt nichts anderes zu. Die Macher schützen sich und die Jugendlichen, indem sie ihnen zugestehen, bei allen Takes das letzte Wort zu haben. Bei manchen Äußerungen der Hauptfiguren hätte man sich mehr Einflussnahme von außen gewünscht. Und zwar dann, wenn offensichtlich jemand noch zu jung und zu unerfahren ist, um einzuschätzen, wie das Gesagte wirkt – als Infotainment-Puzzle im landesweiten Feierabend-TV.

Aufwertung

Medienerfahrungen sind in der Regel – soweit sie von der hier erwiesenen Gewissenhaftigkeit getragen werden – Meilensteine der Selbsterfahrung, die auch Schritte der Selbsterkenntnis mit sich bringen. Zum einen erhielten hier die Jugendlichen eine exklusive «Bühne», wurden – als kurzlebiger Effekt – auf der Strasse erkannt, bekamen zahllose Feedbacks, die es zu würdigen bzw. zu relativieren gilt. Die Protagonisten erlebten



den Besuch des TV-Teams auf jeden Fall als «Ehre», als Aufwertung ihrer Lebenswelt. Was Medienkompetenz betrifft, wurde erfahrbar, wie die Realität und deren Abbildung mal mehr, mal weniger weit auseinanderliegen. Was dazu führen mag, TV-Bilder generell kritischer zu betrachten. Die vielen Diskussionen rund um die Reihe machten sowohl den Jugendlichen als auch dem Team vieles bewusst, das in der täglichen Routine nicht hinterfragt wird. Auch die Leute vom Dreirosen-Team sprechen von einem Zuwachs an Medienkompetenz und Bewusstheit über diverse Aspekte ihres Jobs. Der Hauptgewinn des Projekts liegt aber im Anklicken von öffentlichen Diskussionen und Auseinandersetzungen über eine Arbeit und ein soziokulturelles Milieu, die ansonsten den Spezialisten überlassen bleiben. Kompliment und Dank gehen an Georg Häsler

für den Mut zu einer Momentaufnahme, die Deutungen und Debatten auslöst und dem lebendigen Experiment vor der distanzierteren Analyse den Vorzug gibt.

Interview mit Regisseur Georg Häsler Sansano

Dein Bezug zu Basel:

Basel war meine erste Station aareabwärts Richtung Europa und der Welt: Ich habe in den Neunziger-Jahren an der Universität Basel Griechisch und Latein studiert – und später bei point de vue, der ehrwürdigen Videogenossenschaft, meine filmischen Lehrstücke im Dokumentarbereich verbroschen. In Zeiten wie diesen ist Schlaf eine Nebensache, also reichte ein Sofa im Kleinbasel als Nachtlager. Umso intensiver erkundete ich die Bars zwischen Klingental und Hafengebäuden. Ein Berner entdeckt die Weiten der Welt im Kleinbasel.

Wie entstand die Idee zu dieser Reihe?

An den Berner mit Kleinbasler Vergangenheit im Zürcher Fernsehstudio wurde die Idee herangetragen, eine Serie über 70 Jahre BFA zu realisieren. So fand ich mich an einem heißen Sommertag unter der Dreirosenbrücke wieder und

stellte fest: Im Vordergrund müssen die Jugendlichen stehen – und diejenigen, die ihnen hier ein zweites Zuhause bieten. Es entstand die Idee, eine Woche lang von einem sozialen Brennpunkt der Schweiz aus zu senden. Ein Wagnis, weil wir uns zusammen mit den Jugendlichen und den Jugendarbeitenden mitten in einer politisch aufgeheizten Stimmung der Öffentlichkeit aussetzten.

Sicher hat jedes Filmprojekt auch für die Macher etwas Einmaliges, Nachhaltiges – was hast du aus dem Dreirosen mitgenommen?

Das halbe Jahr Dreharbeiten mit den Jugendlichen und den Menschen, die unter der Dreirosenbrücke arbeiten, gehört zum Wichtigsten, was ich in meiner Zeit beim Fernsehen realisieren durfte: Junge Menschen, über die sonst nur in Form von Etiketten berichtet wird, kamen übers Fernsehen bedrohlich nah in die gute Stube des Publikums und lösten mit ihren Aussagen vor Ort eine politisch-mediale Diskussion aus. Ganz sicher werden wir an ihren Geschichten dran bleiben.

Was sagst du zu folgenden Slogans: Die Gefahr der Oberfläche mit Anspruch auf Tiefe:

Die Chance des Fernsehens sind die Menschen und ihre Ge-





schichten. Im Zentrum standen deshalb die Filme mit Ausschnitten aus den Lebenswelten der Jugendlichen. Die Tiefe ergab sich deshalb im Individuellen, im Persönlichen. Die Summe dieser Einzelgeschichten und Einzelaussagen hat sich, hoffentlich, zu einem Gesamteindruck verdichtet. Möglicherweise wie im richtigen Leben.

Fehlen des «konfrontativen Elements» = Kuschelpädagogik:

Ein abgedroschenes Schlagwort mit polemischem Beigeschmack. Wir sind zu Gast unter der Dreirosenbrücke und in den Lebenswelten der Jugendlichen. Wir stellen Fragen, bilden ab, verdichten. Im Idealfall ergibt sich daraus Diskussionsstoff. Wir exponieren Themen und freuen uns über Debatten, die daraus entstehen. Es liegt in der Natur unseres Auftrags, als gebührenfinanziertes Fernsehen für alle Menschen in der Schweiz nicht selber Position zu ergreifen.

Einzelne Szenen mit Hang zum Milieu-Kitsch:

Ja, wir wählten einen empathischen Zugang zu den Geschichten und Lebenswelten der Jugendlichen, und ja, wir fokussierten auf das, was diese Lebenswelten ausmacht und auch unterscheidet vom Gewohnten. Entscheidend ist allerdings das ernsthafte Bemühen, die Wirklichkeit nicht zu verfälschen, echt zu sein, emotional und sachlich.

Die Leute im Dreirosen fühlten sich ernst genommen, auch die Kids schenkten dir viel Vertrauen. Was ist dein «Geheimnis» im Umgang mit Menschen?

Ich bin letztlich immer etwas aufgeregt, wenn ich Menschen bitte, mir ihre Geschichte zu erzählen. Ich habe ihnen nichts anzubieten ausser mein ehrliches Interesse – und meinen

Respekt. Es wäre mir nicht recht, nach einem Rezept vorzugehen. So gesehen gibt es wohl auch kein Geheimnis, sondern immer wieder neue Begegnungen und Konstellationen. Ein Privileg.

Gibt es etwas, das du im Nachhinein anders machen würdest?

Ich würde auf ein künstliches Spannungselement (Tag der offenen Tür) im Live verzichten, und noch mehr auf die realen Tagesereignisse vertrauen. Die durchaus relevante Frage, wie die Jugendlichen für etwas Gemeinsames zu begeistern sind, lässt sich eigentlich jeden Abend diskutieren: mit kleinen Geschichten aus dem Alltag, wie z. B. dem Kochkurs, der für alle Beteiligten immer wieder ein neues Abenteuer darstellt.



LEBEN WIR ALLE IM GHETTO 4000?

Auf diese Frage gibt es nicht nur eine Antwort.

Das Wort stammt aus dem 16. Jahrhundert und sorgt heute noch für Aufregung. Das haben auch wir von JuAr Basel schon mehrfach erlebt. «Bachgraben – auf dem Weg zum Ghetto 4055?» – hiess eine prominent besetzte Podiumsdiskussion, die unser Jugl Bachgraben im August 2012 organisiert hat. Der Titel stiess bereits im Vorfeld auf heftigste Kritik. In der Dokureihe «Wir unter der Dreirosenbrücke» von SRF, die vom Alltag in unserem Jugendzentrum Dreirosen handelte – und über die wir uns natürlich vor allem gefreut haben – ist das Wort ebenfalls mehrmals gefallen. Und wieder erwies es sich als Stein des Anstosses. Die Aufregung um das Wort Ghetto zeigt einerseits, wie stark und gerne sich die

Sprache der Jugendlichen an jener der Erwachsenen reibt. Andererseits spricht sie von der Wandlung der Worte im Lauf der Geschichte, welche manchmal ganz schön krumme Wege nimmt.

Von Christian Platz
Präsident JuAr Basel

Ghetto? Sicher nicht!

In grossen, farbigen, tanzenden Lettern prangen die Buchstaben an der Betonbrücke. Zweifellos von sehr jungen Jugendlichen hingesprayt, der Schriftzug ist etwas ungeschickt ausgeführt – aber sehr gut lesbar: «Ghetto 73525». Wir fahren gerade durchs deutsche Schwabenland. Die nächste Ortschaft ist Schwäbisch Gmünd. Ghetto? Sicher nicht! Oder doch?

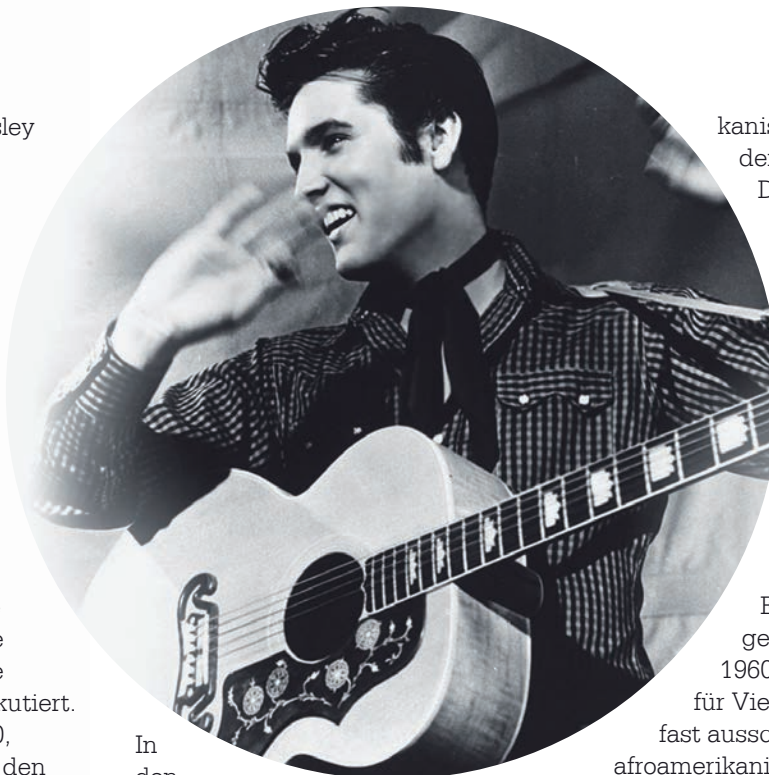
Ärger und Identifikation

Auch wer die gesprayten Botschaften der Nacht auf den Wänden unserer Stadt liest, hat das Wort nicht erst einmal gesehen. «Ghetto 4057», «Ghetto 4056» – oder noch absurder «Ghetto 4054». Das polarisierende Wort eben, jeweils garniert mit einer Postleitzahl. Die einen regen sich darüber auf, manche ignorieren es – und für wieder andere bedeutet es ein Stück Identifikation. Bei den Letztgenannten handelt es sich wohl zumeist um Jugendliche. Ob dies nun gut oder schlecht ist, vermag ich nicht zu beurteilen. Die Sachlage ist mir zu komplex, ich will mich da auf keine wertende Meinung versteifen. Jedoch kann ich einen Beitrag dazu leisten, den Wirbel rund um das Wort Ghetto und seine verschiedenen Bedeutungen innerhalb verschiedener Sensibilitätsregister auszuleuchten.



«In the Ghetto»

Im Jahr 1969 hat Elvis Presley das Lied «In the Ghetto» aufgenommen, Text und Musik stammten von Mac Davis. Das Stück erklomm schnell den ersten Platz der US-Hitparade und wurde zu einem zeitlosen Radioklassiker. 1973 oder 1974, ich war im Primarschulalter, drang dieser Song dann an einem Sonntag aus dem Radio, das in der Stube meines Elternhauses stand. Meine Eltern waren sehr kritische Menschen, zuhause wurde immer viel und lebhaft diskutiert. Mein Vater, Jahrgang 1940, ärgerte sich lautstark über den Song. Elvis sei ja nun ein richtiger Schnulzensänger geworden und es sei ja schon eher bequem, leicht zynisch und kitschig, wenn steinreiche Popstars – von ihren Villen aus – auf diese Art soziales Engagement verbreiten würden. Und seinen nächsten Satz habe ich nie vergessen: «Das Wort Ghetto kann man seit dem Warschauer Ghetto sowieso nicht mehr verwenden. Es steht heute für die schlimmsten Naziverbrechen und für Antisemitismus.



In den USA haben sie Slums – aber keine Ghettos.» Marc Moresi, Leiter der Freizeithalle Dreirosen, verwies an einer Auswertungssitzung zur Sendungsreihe «Wir unter der Dreirosenbrücke» ebenfalls eindringlich auf diese Bedeutungsebene des Wortes. Für mich natürlich ein veritabler Déjà-vu-Moment.

Synonym für Armenviertel ...

Mit der historischen Einordnung des Wortes Ghetto jedenfalls, hatten beide Herren natürlich vollkommen Recht. Diese Einordnung galt in den 1970er-Jahren – und gilt noch heute. Mit dem Zynismus des Popstars könnte mein Vater ebenfalls einen Punkt treffen, doch gerade diese Einschätzung zeigt bereits einen Teil des sprachlichen Problemfelds auf, welches das Wort eröffnet. Elvis kam aus der tiefsten weissen Unterschicht des Deep South der USA. Sein Geburtshaus in Tupelo, Mississippi, war wenig mehr als eine Bretterbude, die auf dem nackten Erdboden stand. Er kannte die Armut aus eigener Erfahrung, jene Armut, die mit der Boden dafür war, dass sich die Kulturen der weissen und der afroameri-

kanischen Bürger der USA mischten. Daran wird der King gedacht haben, als er das Wort Ghetto gesungen hat – und nicht an die Nazis oder an Warschau. In den USA war das Wort nämlich längst zum generellen Begriff für Elendsquartiere geworden. In den 1960ern vor allem für Viertel, in denen fast ausschliesslich eine afroamerikanische Bevölkerung lebte, die sich in ihren Gospel-Liedern übrigens oft mit dem Volk Israel auf der Flucht aus Ägypten identifizierte – man denke etwa an «Go Down Moses». Mit der Zeit wurden dann fast alle Armenviertel dieser Welt als Ghettos bezeichnet. Weltweit. Die Ghettos von Mumbay, Nairobi, New Orleans und so weiter, das ist umgangssprachlich heutzutage alles absolut sag- und vertretbar.

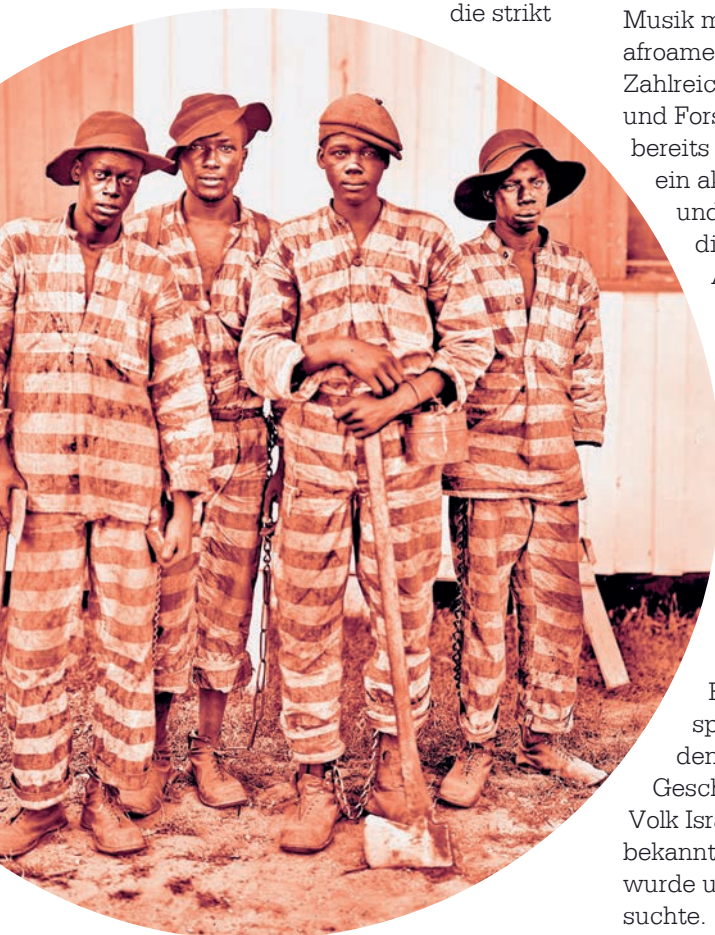
... geboren aus dem Rassismus gegen Juden

Doch eine Tatsache darf gleichzeitig nie vergessen werden: Das Wort hatte von Anfang an mit der Ausgrenzung jüdischer Bevölkerungsgruppen zu tun – und hat tatsächlich einen klar zuweisbaren rassistischen Ursprung. Es stammt aus der Mitte des 16. Jahrhunderts und wurde in Venedig geprägt. Dort stand es für jenes Viertel, in dem die jüdische Bevölkerung leben MUSSTE. Im venezianischen Dialekt jener Zeit standen die Worte «gheto» oder «ghet» für Müll und Unrat. Rassismus pur also. Solche Juden-Ghettos gab es in vielen europäischen Städten, sie hatten immer mit der Ausgrenzung und Stigmatisierung

einer Bevölkerungsgruppe zu tun – und während der Nazizeit wurde das Wort von der schlimmsten nur denkbaren Seite aufgegriffen, wurde zum Bestandteil des Wörterbuchs des Unmenschen. Darüber braucht man überhaupt nicht zu diskutieren. Doch Sprache lebt, Sprache entwickelt und wandelt sich.

Im 19. Jahrhundert in den USA angekommen

Das Wort wurde nämlich bereits in den 1880er-Jahren in die USA getragen: Von Einwandererinnen und Einwanderern aus vielen Nationen, darunter zahlreichen Juden. In der neuen Heimat lebten diese Menschen oft von Anfang an in Stadtbezirken, die strikt



nach Ethnien getrennt waren. So kam das Wort in die neue Welt. Lange bevor die Nazis ihre Verbrechen begingen.

Kulturelle Verbindungen

Nun, es gibt eben unzählige kulturelle historische Verbindungen zwischen der jüdischen und der afroamerikanischen Bevölkerung der USA. Und aus diesen Verbindungen – sie betreffen vor allem die Musik – steigt das Wort Ghetto empor, wie wir es heute an den Wänden unserer Stadt lesen können – und wie es unsere Jugendlichen empfinden. Im Swing und im frühen Jazz liegt von Anfang an eine Fusion vor – die Negermusik, wie man sie damals nannte, mischte sich mit Einflüssen aus Osteuropa. Viele grosse weisse Swingmusiker waren Juden, man denke nur an Benny Goodman oder die Andrew Sisters. Die traditionelle jüdische Klezmer-Musik mischte sich organisch mit afroamerikanischer Rhythmik. Zahlreiche jüdische Unternehmer und Forscher entwickelten bereits in den 1930er Jahren ein akademisches Interesse und eine Leidenschaft für die Musik des Schwarzen Amerika. Später wurden einige der wichtigsten Blues-Plattenfirmen, etwa «Chess» in Chicago, von jüdischen Musikern gegründet und geführt. Die jüdische und die afroamerikanische Musikgeschichte der USA sind also untrennbar miteinander verbunden. Gleichzeitig konnte sich die afroamerikanische Bevölkerung auf einer spirituellen Ebene stark mit den alttestamentarischen Geschichten rund um das Volk Israel identifizieren, das bekanntlich aus Ägypten vertrieben wurde und eine neue Heimat suchte.

Denn die Afroamerikaner wurden ihrerseits einst aus der ursprünglichen Heimat entführt, mit Gewalt, wurden verklavt und mussten als

stigmatisierte Zwangsarbeitskräfte schuften, als Menschen zweiter Klasse existieren. An beiden Volksgruppen, der jüdischen und der afroamerikanischen, wurden massive Verbrechen begangen, beide wurden auf unerträgliche Weise ausgegrenzt. Diese Tatsache birgt eine weitere Annäherung an das Wort Ghetto!

Das Ghetto als kulturelles Labor

Schon in den 1960er- und 1970er-Jahren haben schwarze Künstlerinnen und Künstler in Blues-, Soul- und Funksongs das G-Wort gesungen. Dies durchaus auch mit einem gewissen Stolz auf ihre Herkunft. Die musikalische Revolution der Swinging Sixties war in der Tiefe dadurch gekennzeichnet, dass weisse Jugendliche die Sounds und die Kultur einer stigmatisierten und bitterarmen Bevölkerungsgruppe aus den USA übernahmen. Und das ist auch heute noch teilweise so. In diesem Zusammenhang ist das Ghetto nicht einfach ein Unort, wo die Armen leben müssen, sondern ein kulturelles Labor für Musik, Tanz und Kunst. Und selbstverständlich kommen auch Rap und Hip-Hop aus dem Ghetto. Musikformen, die unter den Jugendlichen unserer Tage eine ganz wichtige, identifikationsstiftende Rolle spielen. Das Wort kommt in unzähligen Rap-Texten vor. Oft wird es mit Stolz und hohem Identifikationswert ausgesprochen. Deshalb ist es von einer Bezeichnung für unerträgliche Elendsviertel zu einem Begriff mutiert, der auch mit Coolness und Kreativität zu tun hat – in diesem Zusammenhang wird das Wort heutzutage von Kids geführt, sowohl in Chicago, als auch in Schwäbisch Gmünd oder im Neubadquartier.

Natürlich haben wir in Basel kein Ghetto

Natürlich haben wir in Basel kein Ghetto, das mit den Elendsvierteln von New Orleans oder Mumbai

zu vergleichen wäre. Zum Glück nicht. Das Kleinbasel hat zwar ganz verschiedene Zonen und Gesichter, hat auch kritische Ecken, aber mit Cabrini Green – einer der schlimmsten Zonen von Chicago – hat es auch nicht im Entferntesten zu tun. Übrigens habe ich letztes Jahr in New Orleans mit einer gleichaltrigen afroamerikanischen Dame über das Wort diskutiert. Sie wohnt in einem Quartier der Stadt, das Ninth Ward heisst, und durchaus Züge eines Slums trägt und keineswegs ungefährlich ist, gleichzeitig ist es ein kultureller Hotspot für afroamerikanische Kultur und Musik. Massenweise Blues- und Jazzlegenden sind dort aufgewachsen, beispielsweise Fats Domino.

Die Dame hat sich ausdrücklich dagegen verwahrt, ihr Quartier als Ghetto zu bezeichnen (obwohl dies viele Internet-Seiten mit Reisehinweisen durchaus tun) – für sie ist es ein traditionsreiches Viertel, das durch eine problematische Phase geht. Genauso wie die Jugendlichen, die dort leben. Für sie ist es das «Ghetto 70117». Also wieder garniert mit einer Postleitzahl, die für viele US-Strassengangs – seit den 1980er-Jahren – ebenfalls zu einem Identifikationswert geworden ist.

Ghetto als kultureller Zustand

Es gibt in der Schweiz kein Quartier, das auch nur im Entferntesten so problematisch oder gefährlich ist, wie diese Ninth Ward. Gleichzeitig bin ich ebendort schon mehrmals in günstigen, freundlichen Hotels abgestiegen, auf meinen Musik-Forschungsreisen.

Mein Kumpel und ich waren oft die einzigen weissen Gäste, sowohl im Hotel – als auch in vielen Musikclubs. Und wir sind fast überall wärmstens empfangen worden, mit jener zu Herzen gehenden Grosszügigkeit eben, die arme Menschen wohl öfter an

den Tag legen als reiche. Wenn sie also das Wort Ghetto wieder einmal hören oder lesen, im Zusammenhang mit Jugendlichen und jungen Erwachsenen, denken sie daran, dass es oft einen inneren Ort bezeichnet, einen kulturellen Zustand, der gar nicht negativ gemeint ist. Gleichzeitig sind wir natürlich alle dafür verantwortlich, dass unsere Quartiere nicht zu perspektivenlosen Elendsvierteln

werden. Und dies tut man grundsätzlich am besten, indem man Menschen nicht ausgrenzt, sondern ernst nimmt, wertschätzt – und wirksam in den öffentlichen Dialog einbezieht. Die Offene Jugendarbeit tut genau dies. Ob sie nun in einem Ghetto agiert – oder in einem Wohlstandsquartier!





ERSTE KÜSSE UND BÄSSE IM ROTEN BEREICH

1968 bis heute. Vom Trämli zum Tresor; von der Jugend-Disco zum Nachwuchs-Club; von Hardrock über Punk bis Hip-Hop; von Uriah Heep über Clash bis Eminem. Fast fünf Jahrzehnte Musikgeschichte verbunden mit romantischen und prägenden Einträgen in Tausenden von Basler Biografien. Die Idee eines Lokals, das dem jugendlichen Wunsch nach Ausleben einer eigenen Musik- und Tanzkultur gerecht wird, entsteht Ende der Sechziger-Jahre im Sommercasino. Auf Initiative eines freiwilligen Mitarbeiters, und gegen die Widerstände der damaligen Hausleitung, wird die Holzwerkstatt in eine Jugend-Disco umgewandelt. 45 Betriebsjahre, davon 30 als Disco Trämli, machen den Kleinstclub zur jugendkulturellen Errungenschaft von historischer Dimension. Seit mittlerweile auch schon 15 Jahren heisst der Ort Tresor, und noch immer pulsieren die Bässe durch den ehrwürdigen, mehrmals restaurierten Keller. Eine Würdigung des legendären Basler Kultlokals.

Von George Hennig
Geschäftsführer JuAr Basel

Die Hippie-Bewegung erreicht Basel

1968. Geschichtsbeladener Mythos zwischen Aufbruch und Stagnation, Staats- und Gegengewalt, Hoffnung, Protest und konservativem Bewahrungseifer. Auch Basel gerät in den Sog weltweiter Strömungen. Der süsse Duft von Freiheit und Erneuerung inspiriert zu zaghaften gesellschaftspolitischen Mutproben. Es fühlt sich gut an, jung und langhaarig zu sein in diesen Jahren – Teil eines wildblumigen Versprechens, einem Mix aus Widerstand und visionärer Verlockung. Bob Dylan bringt schon 1965 die Irritation der älteren Generation über die anrauschende Welle auf den Punkt, indem er in «Ballad Of A Thin Man» an den konservativen Normalo die Worte adressiert: «Something is happening here, but you don't know what it is. Do you, Mr. Jones?» Genausowenig ahnen hier bei uns in Basel zu jener Zeit Behörden, Lehrer und Eltern, was da auf sie zukommt. Aufkeimende Energien von Jugendlichen werden

mehrheitlich abgeblockt, um da und dort in bescheidenen Freiräumen Fahrt aufzunehmen.

Klagemauer und Jugendhaus

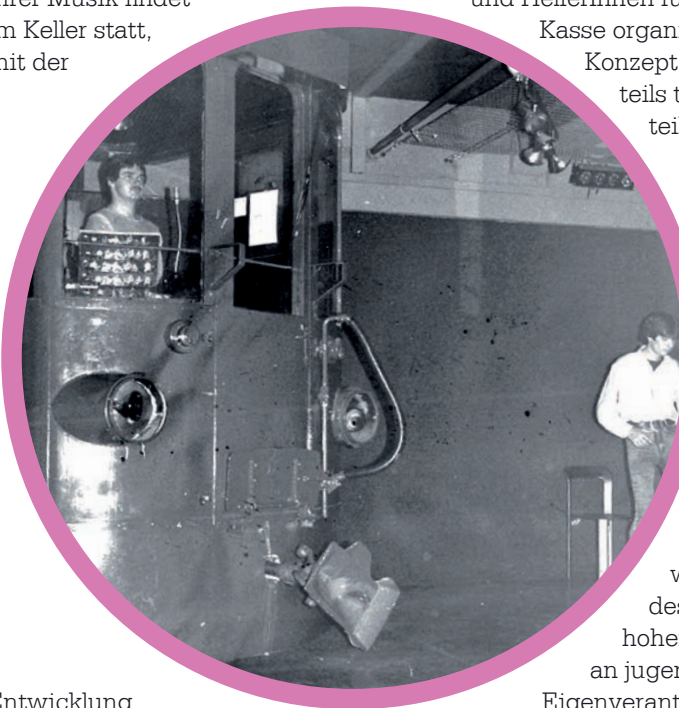
Basel bietet der jungen Generation wenig in dieser Zeit. Die «Klagemauer», die den (längst aufgeschütteten) Vorplatz der Barfüsserkirche gegen den darunter liegenden Parkplatz abgrenzt, ist das Zentrum der hiesigen Hippie-Bewegung. Daneben gibt es Lokale, die von Jugendlichen und jungen Erwachsenen dominiert werden, wie das Restaurant Balance mitsamt seiner schummrigen Seibi-Bar im ersten Stock, das Restaurant Arche, die Bodega, die Rio-Bar, alle am Barfi, dann der mythische Live-Club Atlantis am Klosterberg, im Kleinbasel das Café Oasis und das «Nachtlokal» Bierkeller, wo ebenfalls Live-Musik geboten wird. Eigentliche Teenager-Discos waren das Café Brandis am Blumenrain und das Café Bebbi an der Freien Strasse. Basel hat seit 1962 als schweizweite Pioniertat ein Jugendhaus, das Sommercasino, das sich ab Mitte der Sechziger nur behäbig mit den «Winds



Of Change» arrangieren mag. Dort wird immer noch gesägt und gebastelt, an Tanzabenden herrscht Krawattenzwang. Die Trendwende zur Jugendkultur und ihrer Musik findet im Keller statt, mit der

verschiedenen Bereiche betreut wie: Programm koordinieren, Getränke einkaufen, Technik warten, Schallplattenbestände bewirtschaften sowie Deejays und HelferInnen für Bar und Kasse organisieren. Das Konzept funktioniert teils trotz, teils

an ihre Zeit im Trämli erinnern. An einen ersten Kuss, an ekstatische Pogo-Nächte und an lange Heimwege auf Umwegen via die Haustür der Angeboteten, wo man sich noch so unendlich viel zu sagen hatte, bis die Vöglein



Entwicklung der Idee eines Kleinclubs für Jugendliche, der Disco Trämli.

Partizipation und Professionalität

Das Sommercasino funktioniert in seinen Startjahren vor allem dank zahlloser Freiwilliger. Auch die Keller-Disco hat eine Betriebsgruppe, die als früh-partizipatives Experiment all die

wegen des hohen Grads an jugendlicher Eigenverantwortung.

Augenzeugen berichten von wilden Nächten, die aber nie wirklich ins Chaos abgleiten. Grosse Schwierigkeiten bereitet – wen wundert's – die Umsetzung des im ganzen Haus gültigen Alkohol- und Cannabisverbots. Über Lücken im damaligen Massnahmengeflecht und etwaige «Dunkelziffern» aller Art ist vieles überliefert. Aber letztlich kommen alle ins Schwärmen, wenn sie sich

zwitcherten. Zwischenzeitig zeugen die vielen Erfahrungsberichte von der besonderen Aura dieses Lokals zwischen pädagogischer Einbindung und anarchischem Übungsfeld.

Vom Pionier- zum Auslaufmodell

Wann genau die Spirale jugendszenischer Trendjagd anfang, das Tempo exponentzial zu beschleunigen, lässt

sich weder zeitlich noch ereignisspezifisch festmachen. Klar ist, dass multifunktionale Handys und Online Communities heutigen Jugendlichen nie dagewesene Möglichkeiten bieten, sich auszutauschen und zu organisieren. Die Elemente jugendlicher Freizeitkultur bauen seither auf einer rapid verkürzten Entwicklungszeit auf. Viele Phänomene erweisen sich so auch als schneller denn je und verschwinden nach geringer Testphase. Mit den neuen Möglichkeiten wächst die Dominanz der Szenen gegenüber den Institutionen. Lose, nur im Blog existente Movements definieren den Code, den Kult, die In-Places. Heute wird in Windeseile verbreitet, wo man sich morgen trifft. Halblegale Clubs, jungunternehmerische Experimente und Zwischennutzungen prägen die Spitze der Avantgarde städtischen Nachtlebens. Ein Sommercasino resp. Tresor mit seinen pädagogischen Altlasten und seiner Anbindung ans Erziehungsdepartement wird daneben zum Dinosaurier, der im «Reiz- und Kick-Katalog» hiesiger Jugendlicher unter g wie «gestern» rangiert. Der Zeitpunkt scheint gekommen, sich im Sommercasino punkto Keller-Club die Grundsatzfrage zu stellen.

Vom Anachronismus zum Klassiker

Die archaische Weisheit, dass das Pendel zurückschlagen muss, ist auf Bedürfnisse und Launen heutiger Jungszenen bedingt anwendbar.

Die radikale Entwicklung aktueller Kommunikations-Optionen ist weder aufzuhalten noch sind deren vielschichtige Effekte in irgendeiner Weise vorhersehbar. Sicher ist: Die Kombination von omnipräsenter Informationszufuhr und permanenter Erreichbarkeit wird das «Mitspiel-Potenzial» des jungen Kulturpublikums weiterhin prägen und steigern. Für das Soca und seinen Tresor bedeutet das noch nicht allzu viel, gerade weil sich aus den



zahllosen Perspektiven kaum noch eine verpflichtende Quintessenz ableiten lässt. Die Intransparenz des Marktes verunmöglicht die Bildung einheitlicher Massstäbe und schafft Raum für «das Andere». Damit ist diese nie dagewesene Diversifizierung auch eine Chance. Nichts ist unmöglich, und zwischen «unmodisch» und «zeitlos» verläuft bekanntlich ein schmaler Grat. Das kann bezüglich Tresor bedeuten, dass aus dem ausrangierten Oldtimer ein attraktiver Klassiker wird, der mit Sinn für Qualität und Geschichte seinen Anspruch auf einen Platz

im Wettbewerb anmeldet. Im Mai wurde der Tresor – einmal mehr – wiedereröffnet. Neben einem sanften Redesign ist es vor allem die neue, durch eine Stiftung finanzierte Soundanlage, die als Lock-Faktor für VeranstalterInnen und Deejays wirken soll. Was sie auch tut! Seit bekannt ist, dass der Tresor auch technisch wieder auf der Höhe heutiger Anforderungen ist, häufen sich die Anfragen. Schon auf Monate hinaus ist die Buchungs-Agenda mit Reservationen gespickt. Der Tresor-Staff sieht seine Chance im hohen Begleit- und Coaching-Standard und einer Infrastruktur, die keine Wünsche offen lässt. Im Fall eines erfolgreichen Neustarts darf auch auf den «Schneeball-Effekt», vielleicht sogar auf einen fast azyklischen Boom



gehofft werden. Und so geht die Trämli-Tresor-Saga weiter. Einmal mehr schlägt der Keller-Club ein neues Kapitel auf, und freut sich darauf, in fünf Jahren das 50-jährige Jubiläum zu feiern! Die Bässe wummern, die Legende lebt.

Abb. 1 Tresor-Club 2010
Abb. 2 Tresor-Club 2013



IMPRESSUM

Herausgeberin:
JuAr Basel
«Jugendarbeit Basel»
Theodorskirchplatz 7
4058 Basel
Tel. 061 683 72 20
Fax 061 683 72 15
info@juarbasel.ch
www.juarbasel.ch
Postkonto 40-647-5

Redaktion:
Christian Platz
George Hennig

Grafik:
Lars Prestin
www.grafik-basel.ch

Fotos:
Roman Hueber

Druck:
Schwabe AG
Farnsburgerstrasse 8
4123 MuttENZ
Tel. 061 467 85 85
Fax 061 467 85 86
druckerei@schwabe.ch
www.schwabe.ch

Auflage:
1600 Exemplare



**YOU ARE BASEL
ME VIBE BASEL**

www.juarbasel.ch

